

Thomas Pittrof  
(Hg.)

Carl Muth  
und das *Hochland*  
(1903–1941)

rombach catholica

Thomas Pittrof  
(Hg.)

**Carl Muth und das *Hochland***  
**(1903–1941)**

**ROMBACH WISSENSCHAFTEN · REIHE CATHOLICA**

Quellen und Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte  
des modernen Katholizismus

Herausgegeben von Claus Arnold, Wilhelm Kühlmann,  
Thomas Pitrof, Günter Schnitzler und Peter Walter

**Band 4.1**

*Wissenschaftlicher Beirat*

Achim Aurnhammer (Freiburg), Dieter Breuer (Aachen), Ralf Georg  
Czapla (Heidelberg), Richard Faber (Berlin), Hans Maier (Mün-  
chen), Bernhard Schneider (Trier), Friedrich Vollhardt (München)

Thomas Pittrof  
(Hg.)

**Carl Muth und das *Hochland*  
(1903–1941)**

 **rombach** verlag

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018. Rombach Verlag KG, Freiburg i. Br./Berlin/Wien

1. Auflage. Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Dr. Wolfgang Delseit, Köln

Umschlag: Bärbel Engler, Rombach Verlag KG, Freiburg i.Br./Berlin/Wien

Satz: TIESLED Satz & Service, Köln

Herstellung: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG, Freiburg i. Br.

Printed in Germany

ISBN 978-3-7930-9898-0

## Inhalt

Vorwort .....	11
Gabriele Bell-Muth (†) Aus den <i>Erinnerungen</i> von Carl Muth .....	15
I. Carl Muth und das <i>Hochland</i> von seiner Gründung bis zum Ende des Kaiserreichs	
Maria Cristina Giacomini Ein »goldener Mittelweg« zwischen Kirche und moderner Welt? Carl Muth und das <i>Hochland</i> 1903–1914 Mit einem Exkurs zur Gründungsgeschichte des <i>Hochland</i> .....	35
Gebhard Streicher Carl Muths Kunstkommunikation Eine Skizze zu den Jahrgängen I–IV (1903–1907) mit Vorgriffen auf die Jahrgänge V–XV (1907/08–1918) .....	71
Otto Weiß (†) Carl Muth und seine Redakteure Von Max Ettlinger (1908–1917) und Konrad Weiß (1905–1920) über Friedrich Fuchs (1920–1935) bis Franz Josef Schöningh (1935–1960) und Karl Schaezler (1925–1966) .....	127
Horst Renz Die <i>Kleinwelt</i> -Romane von Antonio Fogazzaro und das in ihnen sich offenbarende »Jenseits« Zur Frage des geistigen Einvernehmens zwischen Carl Muth und dem italienischen Dichter in Konzept und Zielen des <i>Hochland</i> .....	167
Thomas Brose Krieg und Frieden im <i>Hochland</i> 1914–1918 .....	179

## II. Carl Muth und das *Hochland* zwischen 1918 und 1933

Hans Maier

»Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland«

Ein Blick auf die Muth-Festschrift von 1927 ..... 195

Horst Renz

Carl Muth und Gertrud von le Fort ..... 205

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Romano Guardini, Josef Weiger und Carl Muth ..... 221

Das Gesicht der Zeitschrift *Hochland* (1930)

Ein Rundfunkgespräch am Berliner Sender zwischen

dem Herausgeber Professor Karl Muth, Dr. Friedrich Fuchs

von der *Hochland*-Redaktion und Dr. Otfried Eberz, München ..... 235

Thomas Pittrof

Drei Thesen zur modernitätshistorischen Einordnung

des *Hochland* der Zwischenkriegszeit ..... 253

Marc Breuer

Soziologische Beobachtung der Religion?

Der Soziologiediskurs im Weimarer Katholizismus am Beispiel

der Zeitschrift *Hochland* ..... 269

Manfred Tietz

Die Sicht Spaniens in der Kulturzeitschrift *Hochland* (1903–1941) ..... 295

Leonid Luks

Gegen totalitäre Versuchungen von links und rechts

Fedor Stepun und Simon Frank als *Hochland*-Autoren ..... 371

Marek Jakubów

»National-Polnische Illusionen« ..... 407

### III. Carl Muth und das *Hochland* im ›Dritten Reich‹

Hans Günter Hockerts Abstand oder Widerstand? Carl Muth und das <i>Hochland</i> im ›Dritten Reich‹ .....	427
--	-----

IV. Abschlussdiskussion auf der Mooshausener Tagung im November 2014 .....	447
---	-----

### V. Anhänge

Gebhard Streicher Die Bildpublizistik des <i>Hochland</i> 1903–1941 Eine Aufstellung mit Register .....	467
---	-----

Otto Weiß (†) Die Mitarbeiter der Zeitschrift <i>Hochland</i> .....	515
--	-----

### VI. Epilog 1953

Hans Maier 50 Jahre <i>Hochland</i> Bildnis einer Zeitschrift .....	577
---	-----

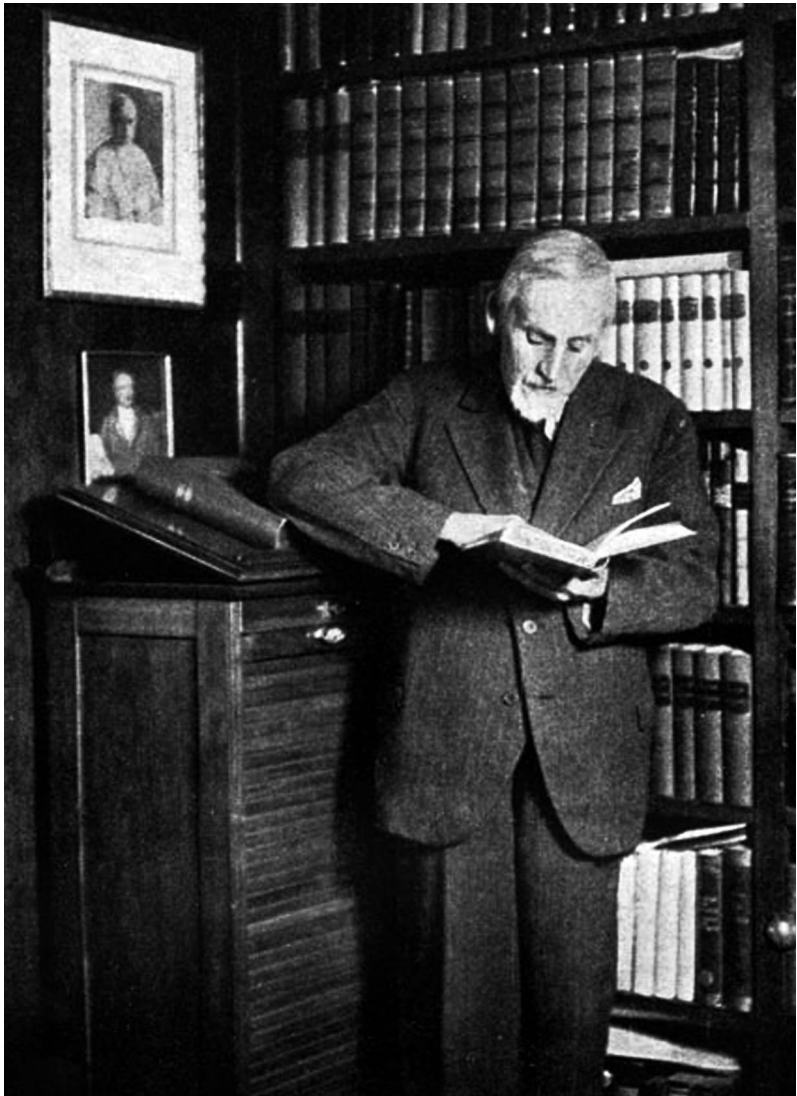
Register .....	593
----------------	-----





*Jetzt bin ich nur noch neugierig*

Otto Weiß (1934–2017)



Paul Cuffe

## Vorwort

2014 jährte sich zum 70. Mal der Todestag von Carl Muth, dem Gründer und langjährigen Herausgeber der mit seinem Namen verbundenen Zeitschrift *Hochland*. Das *Hochland* war bekanntlich die wichtigste Zeitschrift des deutschsprachigen Kulturkatholizismus im vergangenen Jahrhundert, eine Revue mit weitem Horizont und herausragenden Autoren (u. a. Theodor Haecker, Joseph Bernhart, Joseph Wittig, Carl Schmitt, Romano Guardini, Alois Dempf u. v. a. m.), die als »Kulturrevue großen Stils«, wie sie Carl Muth beabsichtigte und verwirklichte, gegenwartsnah und doch im Prinzipiellen fundiert Stellung bezog zu vielen künstlerischen, politischen, sozialen, technischen und wissenschaftlichen Fragen ihrer an krisenhaften Veränderungen so reichen und auch so problematischen Epoche. Damit führte Muth die Katholiken aus dem kulturellen Ghetto heraus, in dem sie noch nach dem Ende der Kulturkampfzeit verharrt hatten, und befähigte sie ebenso zu einer unbefangeneren, neugierigeren, wenngleich nicht unkritischen Wahrnehmung der modernen Welt, wie er umgekehrt der Stimme der Katholiken im pluralen Meinungskonzert der kulturellen Debatten dieser Moderne stärkeres Ansehen und Gewicht verschaffte. *Hochland* blieb bis zu seiner durch die Nazis erzwungenen Einstellung 1941 unbeirrt regimedistanziert und hat sich des Umstands rühmen können, dem Namen Hitlers auch nicht ein einziges Mal gehuldigt zu haben. 1946 wiederbegründet, erlebte die Zeitschrift zunächst einen erneuten Aufschwung, musste dann aber seit den 1950er- und 60er-Jahren einen steten Rückgang der Käuferzahlen hinnehmen, dem auch eine völlig missglückte Neuausrichtung Anfang der 1970er-Jahre hin zu einer linkskatholischen Debattenzeitschrift mit Forumscharakter namens *neues hochland* nicht entgegenwirken konnte. Mit der Einstellung dieses *neuen hochland* im Jahr 1974 besiegelte der Kösel-Verlag zugleich das Ende des einzigen langlebigen publizistischen Leitmediums, das der deutschsprachige Kultur- und Bildungskatholizismus des vergangenen Jahrhunderts hervorgebracht hat. Es war Hans Maier, der das von der Öffentlichkeit sonst unbeachtete Datum zum Anlass für eine von ihm initiierte und konzipierte Tagung nahm, die vom 7. bis 9. November 2014 in Mooshausen stattfand. Die dort gehaltenen Vorträge und Gespräche, vermehrt um Lebenszeugnisse, Dokumente

zur Rezeptionsgeschichte und weitere Aufsätze, versammelt der vorliegende Band.

Der Herausgeber hat vielen zu danken; zuerst der Initiative Hans Maiers und der Geduld und Arbeitskraft all derer, die zum Gelingen dieses Buches beigetragen haben. Das sind vor allem: die Autorinnen und Autoren; Wal-li Gabler, Verena Lauerer M.A. und Veronika Born B.A. (Eichstätt), die die sehr umfangreichen Korrektur- und Redaktionsarbeiten mit gewohnter Sorgfalt ausführten; und einmal mehr der bewährte Dr. Wolfgang Delseit (Köln). Ferner danke ich den Institutionen und Personen, die das Erscheinen des Bandes mit teils erheblichen Zuwendungen gefördert haben: der Pädagogischen Stiftung Cassianum Donauwörth mit ihrem Vorsitzenden, Prälat Dr. Eugen Kleindienst; der Präsidentin der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Prof. Dr. Gabriele Gien; der Dekanin der Sprach- und Literaturwissenschaftlichen Fakultät, Prof. Dr. Barbara Kuhn; der Eichstätter Universitätsgesellschaft mit ihrem Vorsitzenden, Herrn Oberbürgermeister Andreas Steppberger, sowie Dr. Paul Siebertz und Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Hans Maier, beide München, und Dr. Theo Waigel, Seeg. Mit dem Dank an sie alle verbindet sich der Wunsch, die katholizismuswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Carl Muth und ›seinem‹ *Hochland* möge nicht nur weitere Forschungen anregen, sondern in den Grenzen des ihr Möglichen auch als ein Beitrag zur gegenwartsbezogenen Selbstwahrnehmung und historischen Selbstvergewisserung jenes deutschsprachigen Bildungs- und Kulturkatholizismus aufgenommen werden, sofern er als gesellschaftliche Formation denn überhaupt noch existiert; zu welcher Hoffnung die Ankündigung der Einstellung der *Stimmen der Zeit* just zum Jahresende der 150. Wiederkehr des Geburtstages von Carl Muth am 31. Januar 1867 freilich wenig Ermutigendes beiträgt.

*Zur Zitierweise:* *Hochland* erschien unter der Federführung Muths 38 Jahrgänge lang allmonatlich von Oktober 1903 bis Mai 1941 mit einem redaktionellen Gesamtumfang von rund 47 000 Seiten; was nebenbei einen Eindruck von der Größe der noch anstehenden Aufgabe vermittelt, die Diskurslandschaften des *Hochland* vollständig zu kartografieren. Muth fasste die zwölf Monatshefte zu jeweils den Jahreswechsel übergreifenden Jahrgängen zusammen und teilte bis 1938 jeden Jahrgang in zwei Halbjahresbände auf, die jedoch nicht den Halbjahren des Kalenderjahres entsprechen, sondern zunächst das letzte Quartal des mit dem Monat Oktober einsetzenden neuen Jahrgangs an das erste Quartal des Folgejahres ankoppeln und sodann die beiden folgenden Vierteljahre des zweiten Jahresdoppels miteinander verbinden, sodass der erste Jahrgang 1903/04 aus dem Halbband 1 mit den Heften 1 bis 6 von Oktober 1903 bis März 1904 und aus dem Halbband 2 mit den Heften 7 bis 12 vom April bis September 1904 besteht. Das klingt umständlich,

bedarf der Gewöhnung und dürfte Signal einer beständigen Eigenwilligkeit des *Hochland*-Gründers und -herausgebers gewesen sein. Wo nicht anders vermerkt, werden Zitate aus *Hochland* (HL) aus dem ersten Halbband eines jeden Jahrgangs mit der Angabe von Jahrgang, Band, Jahresdoppel und Seitenzahl nachgewiesen, sodass sich die Angabe HL 1/1 (1903/04), S. 1–8 auf Muths programmatisches *Vorwort* im ersten *Hochland*-Jahrgang, dort in Bd. 1, bezieht. Zitate aus dem zweiten Halbband eines jeden Jahrgangs erhalten den Nachweis Jahrgang/Band/zweite Hälfte des Jahresdoppels/Seitenzahl, sodass HL 1/2 (1904), S. 10–24 auf den Beitrag von W. Ph. Englert: *Goethes Faust im Lichte des Christentums* im zweiten Halbband des ersten *Hochland*-Jahrgangs referiert. Dass dieser Beitrag im siebten Heft des ersten Jahrgangs und damit zugleich im ersten des zweiten Halbbandes dieses Jahrgangs erschien, im April-Heft des Jahres 1904, kann dann freilich nicht mehr erschlossen, sondern muss ggf. durch Autopsie ermittelt werden.

*Zur Schreibweise Carl/Karl Muth:* Muth pflegte beide. Er schrieb sich ursprünglich »Carl« und änderte im Zug der 2. Orthographischen Konferenz von 1901 seinen Vornamen in »Karl«, kehrte aber im Alter wieder zu »Carl« zurück. Deshalb trat der Herausgeber und Autor des *Hochland* durchgängig als Karl Muth in Erscheinung, signierte indes das Altersbild, das den 75-Jährigen vor seinen *Hochland*-Bänden zeigt, als Carl Muth. Den Autorinnen und Autoren dieses Bandes blieb es freigestellt, welche Schreibweise sie verwenden wollten.

Eichstätt, den 12. November 2017

Thomas Pittrof

1998 schrieb der Carl-Schmitt-Forscher Piet Tommissen:

Es steht zu befürchten, daß Carl Muth (1867–1944) nur noch den Wenigsten ein Begriff ist. Das war allerdings weder zu seinen Lebzeiten noch kurz nach 1945 der Fall. [...] Die derzeitige Indifferenz bzw. Ignoranz ist bedauerlich, ja sogar ungerecht, angesichts der großen Verdienste dieses Mannes um eine geistige Reorientierung des katholischen Teils des deutschen Volkes sowohl vor dem Ersten Weltkrieg als in der Weimarer Republik.<sup>1</sup>

Hat sich, fast 20 Jahre später, an dieser Feststellung so viel geändert? Gewiss: Einiges hat sich seitdem getan – der vorliegende Band berichtet darüber. Aber vom 70. Todestag Carl Muths 2014 nahm, wie bemerkt, die Öffentlichkeit keine Notiz. Und noch immer: »bleibt eine tieferschürfende Biographie Muths ein Desiderat«<sup>2</sup>.

Dem hilft auch der folgende Beitrag nicht ab. Aber er bietet doch vielleicht einen Anreiz dazu, sich gründlicher – »tieferschürfend« – mit Person und Wirken Muths zu befassen. In den Jahren 1941 bis 1944, zwischen dem durch die Nationalsozialisten erzwungenen vorläufigen Ende des *Hochland* und seinem eigenen Tod, arbeitete Muth an Lebenserinnerungen, die von seiner Kinder- und Jugendzeit in Worms bis in die Vorgeschichte der Gründung des *Hochland* hineinführen und darüber hinaus eine Reihe von Begegnungen mit Zeitgenossen festhalten, die er meistens im Zusammenhang seiner Tätigkeit als *Hochland*-Herausgeber erlebt hatte. Während diese Porträts nach dem Krieg im *Hochland* veröffentlicht wurden<sup>3</sup>, blieben die unvollendeten Erinnerungen nur in einem Typoskript erhalten, von dem vermutlich mehrere Kopien angefertigt wurden –; eine von ihnen im Besitz von Gabriele Bell-Muth, der damals letzten noch lebenden Enkelin von Carl Muth. Aus diesen ungedruckten *Erinnerungen* trug Frau Bell-Muth am 5. November 2014 in Mooshausen Nachstehendes vor. Eine kommentierte Edition der *Erinnerungen* ist in Vorbereitung.

*Zu Gabriele Bell-Muth:* Carl Muth hatte mit Anna Thaler fünf Kinder, darunter Luise/Lulu (geb. 1897). Diese heiratete ihren Onkel Jakob Friedrich Muth, der aus der zweiten Ehe von Ludwig Muth stammte, dem Vater von Carl Muth. Als Tochter von Luise und Jakob Friedrich wurde Gabriele Muth am 24. März 1931 in München geboren. Nach dem Abitur in München Besuch der Hauswirtschaftsschule, danach ein Jahr als Au-pair-Mädchen in Paris, anschließend Jurastudium in Tübingen und Referendariat in Paris. 1960 Heirat mit dem Juristen Dr. Rainer Bell aus München. Umzug nach Mannheim, Geburt einer Tochter 1961 und eines Sohnes 1962. Anschließend Eintritt in die Kanzlei ihres Mannes und langjährige berufliche Tätigkeit als Rechtsanwältin; verstorben am 26. Mai 2017 in Edingen bei Heidelberg.

1 Piet Tommissen: Der Briefwechsel zwischen Carl Muth und Carl Schmitt. In: Politisches Denken. Jahrbuch 1998. Hg. v. Karl Graf Ballestrem u. a. Stuttgart/Weimar 1998, S. 127–159, hier: S. 127.

2 Ebd.

3 HL 46 (1953/54), S. 10–19 (*Begegnungen mit Eugenio Pacelli, Max Scheler und Hugo Ball*) und S. 126–131 (*Begegnungen II: Johannes Mumbauer und Peter Lippert*).

GABRIELE BELL-MUTH (†)

## Aus den *Erinnerungen* von Carl Muth

Die Lebenserinnerungen von Carl Muth beginnen nicht mit der üblichen, zeitlichen Angabe der Geburt, das wäre wohl zu langweilig! Vielmehr scheint dem Autor der Ort der Geburt wichtiger. Nun kann ja Worms auf eine lange, geschichtsträchtige Vergangenheit zurückblicken. Die persönliche Beziehung von Carl Muth zu dieser seiner Geburtsstadt liest sich allerdings anders:

[...] in der Jugend kindlich unbeschwert auf deinem Domberg verspielt, als Jüngling dich gehasst, als Mann gleichgültig dich gemieden zu haben und im nahenden Alter vom Groll der Vergangenheit gereinigt, durch keinen Eindruck einer kümmerlichen Gegenwart mehr gestört, dich und deine Flur wieder zu lieben, bewusst wie nie der Knabe es vermocht, inbrünstig wie nur das im Geiste wiedergeborene Leben einer großen, trauerdunkeln Geschichte es ermöglicht.

Er beklagt den kulturellen Niedergang der Stadt, in der von den altbekannten Sagen und Mythen nichts von alter Größe blieb

als jenseits des Rheins der Ortsname »Rosengarten«, heraufbeschwörend die Erinnerung an Kriemhildes Hain und die blutigen Heldenkämpfe darin, und aus geschichtlicher Zeit nichts [...] als der gewaltige, dem Hl. Petrus geweihte romanische Dom aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts und ein weißer Marmorblock, von dem keiner mehr weiß, dass einst darauf das Kreuz auftrug, vor dem Ottonen und Hohenstauffer auf dem Ritt auf den Domberg sich verneigten. Stattdessen veränderte man das alte Stadtbild im 19. Jahrhundert durch Abrisse und Neubauten, die keine andere Kultur mehr kannte, als die der Krämer, Wirte und Beamten.

Und er fährt fort:

In meiner Jugend war die Stadt ein richtiges Philisternest. Sie galt allenthalben als die Stadt des Rietschel'schen Lutherdenkmals, das damals und lange, auch späterhin mehr Menschen anlockte als der Dom. So war auch der Geist der Stadt vorwiegend protestantisch und eine katholische Familie wie die meine hatte es in kritischen Zeiten nicht gerade leicht, sich geschäftlich zu behaupten, geschweige denn zu prosperieren.



Carl Muth stammte aus einer Handwerkerfamilie, die, zunächst als Tüncher, seit 1798 in Worms ansässig war. Sein Urgroßvater, Jakob Friedrich, war protestantisch reformiert, wie auch seine Vorfahren, und ein frommer Mann. Seine Ehefrau, Kordula, war katholisch, und so auch ihre Kinder. Als er im Alter erblindete, führten ihn seine Söhne sonntags in den reformierten Gottesdienst. Ein frühes Zeichen gelebter Ökumene, das in meiner Familie immer hochgehalten wurde. Sein Sohn Jakob und dessen Söhne Peter und Ludwig, genannt Louis, der Vater von Carl Muth, bauten in Worms ein Dekorationsgeschäft auf. Sie errichteten auf dem Domplatz hinter dem weißen Stein und in nächster Nähe des Doms zwei Mietshäuser. Diese boten Platz für Maler-, Schreiner- und Stuckwerkstätten und Geschäftsräume, Wohnungen für die Familien Muth und Mietwohnungen. Carl hat hier seine Kindheit und Jugendzeit verbracht. Die Familie war nicht reich, aber sie lebte in guten Verhältnissen.

Louis und drei seiner Vettern besuchten die Kunstakademie in München. Sie betätigten sich als Kunst- und Kirchenmaler in Worms und Umgebung, Karlsruhe und München und waren an der Ausmalung der Staatsbibliothek in München beteiligt.

Die Mutter von Carl Muth stammte ebenfalls aus ländlichen, handwerklichen Kreisen. Ihr Vater Ebinger, also der Großvater mütterlicherseits, war gelernter Schreiner, auch er ein frommer Mann und Katholik. Er trug ein härenes Büßerhemd, was erst nach seinem Tod bekannt wurde. Er schnitzte mit Vorliebe Hausaltäre und sammelte Bilder, die noch heute unser Haus schmücken. Sein Tod galt in der Familie immer als ein Liebesopfer, das er für seine Enkelin Luise dargebracht hatte. Drei Tage, nachdem der kerngesunde Mann sein Leben Gott angeboten hatte, verstarb er; Luise, Schwester von Carl Muth, von den Ärzten aufgegeben, wurde gesund.

Zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehören die Besuche, die ich als ältester von fünf Geschwistern mit meiner Mutter 1871 in den Lazaretten machte. Meine Mutter hatte mir ein Körbchen mit Leckerbissen und Rauchwaren zurecht gemacht. Ich durfte von Bett zu Bett gehen, meine Herrlichkeiten austeilen. Da waren es dann besonders die so väterlich aussehenden Franzosen mit ihren Vollbärten, die ich in Erinnerung behalten habe. Ich verstand sie nicht, aber ihre gefühlvolle Art zu reden und ihre unkriegerischen Mienen sprachen zu meinem Kinderherzen. Lange noch habe ich die Messingknöpfe aufbewahrt, die sie mir von ihren Mänteln abschnitten und als das einzige, was sie hatten, mir gaben. Ich war ein phantasievoller Knabe, der leidenschaftlich las und das Gelesene gerne mit starken Worten wiedergab.

Zweimal schwebte er in ernster Lebensgefahr. Als etwa 10-Jähriger

durfte ich mit Erlaubnis meiner Mutter in der Morgenfrühe in die außerhalb der Stadt und nahe am Rhein gelegene Liebfrauenkirche gehen. Nach dem Gottesdienst konnte ich der Versuchung, entgegen der dringenden mütterlichen Ermahnung, nicht widerstehen. Mit zwei älteren Schulkameraden machte ich einen Umweg, der entlang des Rheins führte. Dort erblickten wir große Flöße, auf denen man sich tummeln und das Ufer verlassen konnte. Die Stelle, Neutürmchen genannt, galt wegen der Tiefe des Wassers und der starken Strömung als gefährlich. Auf einem der Flöße konnte man seitlich hin und her fahren. Und es kam wie es kommen musste. Bei einem Sprung von einem Floß auf das andere geriet ich in die Rinne zwischen zwei Flöße, die sich über mir schloss. Ich konnte nicht schwimmen und verlor auch sofort das Bewusstsein. Nach zweimaligen erfolglosen Versuchen gelang es schließlich einem der Kameraden in letzter Minute meine Hand zu ergreifen und mich aus dem Wasser zu ziehen. Nur noch einen Augenblick und ich wäre unter dem Floß und damit rettungslos verloren gewesen.

Als Folge des Kulturkampfes unter Bismarck verschlechterte sich die Lage für Katholiken immer mehr. Ein Mieter in den muthschen Häusern sah sich gezwungen, zum Erhalt seiner beruflichen Laufbahn das Mietverhältnis zu kündigen. In der Schule wurden die katholischen Schüler absichtlich nicht gefördert. Dem Vater von Carl Muth wurde vom Leiter des Gymnasiums empfohlen, ihn aus der Schule zu nehmen und ihn Schuhmacher werden zu lassen. Katholiken bräuchten keine höhere Bildung. Als die Brüder Muth sich im Wahlkampf zu einer Reichstagswahl in den 1870er-Jahren für die katholische Zentrumspartei einsetzten und dieser das Wahlbüro auf ihrem Gelände gestatteten, kam es so weit, dass die Banken die hypothekarisch gesicherten Darlehen, die auf den muthschen Häusern lasteten, kündigten. Dies brachte die Brüder Muth, so auch den Vater von Carl Muth, in erhebliche finanzielle Schwierigkeiten.

Im Jahr 1880, als Carl Muth 13 Jahre alt war, verlor er als Folge der damals grassierenden Tuberkulose zwei Schwestern und seine geliebte Mutter. Letztere war eine sehr liebevolle, wenn auch strenge Frau. In ihrer tiefen und gesunden Frömmigkeit hatte sie großen Einfluss auf die religiöse Entwicklung ihres einzigen Sohnes. Sie war weit davon entfernt, ein Kind zu Andachtsübungen anzuhalten, für die es nicht reif war und die in ihm, weil sie aufgedrängt oder erzwungen waren, nur Widerwillen hätten erzeugen können.

Sie ließ mir trotz alledem eine gewisse Freiheit, und es steht mir noch sehr lebhaft vor meiner Erinnerung, als ich sie, die Kränkliche, zu einem ihrer Kuraufenthalte begleitete, wie ich Achtjähriger in den frühen Morgenstunden mit dem um ein Jahr jüngeren Töchterchen der Familie, wo wir wohnten, hie und da in den Kuranlagen oder in dem parkähnlichen Wald von Bad Soden miteinander spielten. Selbst der Name des

Mädchens ist mir im Gedächtnis haften geblieben, offenbar, weil das Erlebnis doch kein alltägliches war. Ich hatte ja außer mit meinen Schwestern nie mit einem Mädchen gespielt und so weckte die kleine, zarte, liebliche Anna Himmelreich, die Tochter eines Posthalters, in meinem Bubenherzen eine ganz neue Empfindung. Sie »Liebe« zu nennen, wäre zu hoch gegriffen. Was ich bei meinen Schwestern nie empfunden hatte, hier kam es zum ersten Mal zu seinem Recht. Die anmutige Hilflosigkeit dieses Kindes ließ in mir den Wunsch entstehen, mich ritterlich und zärtlich zu erweisen. Nach richtiger Bubenart fing es so an, daß ich sie erschreckte, ihr Angst und Furcht einjagte, nur um ihr die Beruhigung meines Schutzes zu gewähren, ja, als sie in Tränen ausbrach, sie zu trösten. Nach solch glücklichem Erfolg wanderten wir wieder Hand in Hand nach Hause. Aber die Wirkung war, daß die kleine Anna sich tagelang vor mir versteckte. Meiner Mutter ist das aufgefallen und ich ließ mich belehren, daß Ritterlichkeit etwas ganz anderes sei.

Der Verlust der Mutter und die Verachtung als Katholik in der Schule lasteten schwer auf Carl. Nach dem Tod der Mutter vermochte der Vater diese von seinem Naturell her nur schwer zu ersetzen.

Selbst die täglichen Gebete verrichtete ich mit der Ältesten meiner Schwestern, unaufgefordert und unbeachtet. Aber da stellten sich bald allerhand Seltsamkeiten ein, die bezeichnend sind für die Art, wie Kinder das Fürbittgebet betätigen. Nach dem herkömmlichen Abendgebet kam ein Gebet für die tote Mutter, für den Vater, für die Geschwister usw., eine schier endlose Reihe, die meine Schwester zappelig machte, denn es galt jedes Mal und für jedes Anliegen ein Vaterunser zu beten. Als dann kein Anliegen mehr vorlag, schloss ich die Reihe mit einem letzten Vaterunser »für den nixenen Grund«. Meine Schwester war ernst geblieben, aber später haben wir noch oft darüber gelacht. Aber war es wirklich zum Lachen? Hier fehlte es zweifellos an der religiösen Unterrichtung. Und auch heute noch dürfen Erwachsene sich aus dieser kleinen Episode eine Lehre ziehen. Wie vielen ist auch heute noch das Gebet des Herrn eine Formel, die man herunterbetet, indem man irgendein Anliegen damit verbindet. Zur Ehre meiner Mutter sei es gesagt, daß nicht sie es war, die mir diesen Missbrauch eingeflößt hatte. Ich vermute, ich hatte von mancher Andachtsübung in der Kirche mir diesen Brauch für meine Zwecke zurecht gemacht.

Ich gab mich phantastischen Schwärmereien hin, die aber bald ins Religiöse einmündeten, denn ich las mit glühendem Eifer die gelben Hefte »Katholische Missionen«, die von der Gesellschaft Jesu bei Herder herausgegeben wurden. Mit ihren reichbebilderten Berichten aus den Missionen der ganzen Welt konnten diese ein vereinsamtes, aber begeisterungsfähiges Knabenherz, wie das meine, leicht in Flammen setzen. So lebte ich mich mehr und mehr in die Vorstellung ein, in die Missionen zu gehen, um dort als Priester zu wirken. Gewiß spielte auch eine Portion Abenteuerlust mit. Trotz der schlechten wirtschaftlichen Lage meines Vaters durfte ich, unterstützt von meinem

Onkel, der in der Nähe von Alzey Pfarrer war, Aufnahme finden in dem in Holland gelegenen Steyler Missionshaus. 3 Jahre genoß ich dort Erziehung und Unterricht in den gymnasialen Fächern. Unter den priesterlichen Lehrern gab es Männer von heiligmäßigem Lebenswandel und ich verdanke einigen viel.

Am Ende des dritten Jahres bewogen ihn vielerlei Gründe, u. a. die Vorliebe für die französische Sprache und der Wunsch, statt eines ostasiatischen Missionslands der Steyler und seiner reichen Kultur ein anderes Missionsland zu wählen, in dem er Menschen einer primitiveren Völkerstufe und einer Umwelt zu missionieren hatte, die ganz anders zur Fantasie sprach.

Bestimmend für diese Entscheidung war auch seine Liebe für die französische Kultur. In Steyl las er viel und gerne französische Bücher. Durch einen Mitzögling lernte er Chateaubriands Bücher *Genie des Christentums* und *Les Martyrs* kennen und ließ sich diese kommen. Der Präfekt hatte jedoch Bedenken und nahm sie ihm weg, bis er das Haus verließ. Somit musste er sich mit Auszügen in französischen Anthologien begnügen, die er umso inbrünstiger las und wieder las.

Im Einvernehmen mit dem Präfekten verließ er das Steyler Missionshaus, um in die afrikanische Mission des Kardinals Lavigerie und seine Missionsgesellschaft der weißen Väter in Algier einzutreten. Auf der Reise nach Algier hatte er in Marseille eine Wartezeit zu überbrücken, die er nutzte, um die gebirgige Landschaft dort zu erkunden und die schmalen Mahlzeiten mit wilden Beeren aufzubessern. Dabei geriet er immer höher in eine schier pfadlose Wildnis hoch über dem klippenreichen Meeresstrand tief unter ihm.

Plötzlich hörte das begehbare Gelände auf, und ich stand vor schräg gegen das Meer zu abfallenden Felsflächen, die mit einem weißlich-grauen Glimmerschiefer überdeckt waren. Den Rückweg antreten wollte ich nicht, denn in Sichtweite sah ich wieder Sträucher, die ein besseres Fortkommen versprachen. Ich war kaum einige Meter auf dem silbrig glänzenden Geröllschiefer vorgedrungen, als sich das ganze Geschiebe um mich in Bewegung setzte, so daß es mich mit in die Tiefe gerissen hätte, wenn ich mich nicht in Leibeslänge blitzschnell hingeworfen und mich sozusagen an dem abschüssigen Felsboden festgesaugt hätte. Atemlos hörte ich die Steinlawine hinabrollen und mit dumpfem Aufschlag in der Meeresbrandung etwa 100 m unter mir ankommen. Nun gab es erst recht kein Zurück mehr, ich mußte vorwärts, und koste es das Leben. Alles Heil schien mir in der Geschwindigkeit zu liegen. Wenn ich in großen Sprüngen über den gefährlichen Schotter hinübertoltierte, konnte das Wagnis gelingen. Aber jedes Mal, wenn ich das Sprungbein aufgesetzt und mich weitergeschnellt hatte, kam der nur auf eine Erschütterung wartende Schiefer in Bewegung und donnerte mit allem, was höher und tiefer lag, in den Abgrund. Doch schon war der erste Strauch wieder greifbar und nahm mich, den Stürzenden, auf. Das war das andere Mal, das ich

aus äußerster Lebensgefahr unversehrt herauskam und meiner Bestimmung erhalten blieb.

Nach einer äußerst stürmischen Überfahrt und einer höchst enttäuschenden Begegnung mit einigen Patres der weißen Väter, wurde ich im Missionshaus Saint Charles, ungefähr eine Stunde Wegstrecke hoch über der Stadt Algier gelegen, untergebracht. Hier fanden die philosophischen Studien statt, vor der Aufnahme ins Noviziat. Der Unterricht war formalistischer Drill und erfolgte in lateinischer Sprache. Schlechthin die Heimat ersetzte mir die Lektüre des einzigen deutschen Buchs, das ich wegen seiner Sprache mitgenommen hatte, die *Hamburgische Dramaturgie* von Lessing. Was es mir bedeutete, kann ich mit Worten gar nicht sagen, und ich glaube es war nicht ohne Nutzen für meine ganze weitere geistige Entwicklung. Mein geistlicher Onkel schickte mir auf meinen Wunsch das erst kürzlich erschienene Lehrbuch der Philosophie von Constantin Gutberlet.

Nach etwa drei Monaten erfolgte aus Gründen, die Carl Muth nicht nachvollziehen konnte, wohl eine Art von ›Palastrevolution‹ mit der Folge, dass der philosophische Zug aufgelöst und die Neulinge, also auch Carl Muth, zurückgestuft wurden. Das dortige Unterrichtsprogramm entsprach in etwa den unteren Klassen eines deutschen Gymnasiums. Die geistlichen Oberen waren weder gute Lehrer noch Pädagogen mit seelischer Spürkraft.

Eine härtere Prüfung konnte mich nicht treffen. In St. Eugene habe ich es acht Monate ausgehalten, dann kam auch da die Katastrophe. Weit entfernt, den Gedanken an meine Berufung zu einem apostolischen Wirken aufgeben zu wollen, überlegte ich vielmehr, wie ich schneller zum Ziel kommen könnte und verfiel auf den Gedanken, St. Eugene zu verlassen, das in jedem Betracht, auch dem der primitivsten Hygiene, mir unerträglich war. Mein Ziel war, St. Eugene mit dem Priesterseminar Cuba in Algier zu vertauschen, um als ausgeweihter Priester in die Mission einzutreten. Das bedeutete Kosten von jährlich 400 Franken, während mein jetziger Aufenthalt kostenlos war. Angesichts der scharfen Kontrollen der ein- und ausgehenden Post konnte ich die diesbezügliche Anfrage an meinen Vater und geistlichen Onkel nur ungesehen und unter Umgehung der Briefzensur zur Post bringen. Und so geschah es, daß ich nächstens den Brief im nächsten Dorf zur Post gab. Schon am Morgen des nächsten Tages wurde ich zum Superior des Hauses gerufen, der mich ohne Umschweife fragte, wo ich in der letzten Nacht gewesen sei. Ich sagte die Wahrheit und verwirkte damit, noch bevor mein Onkel verständigt worden war, mein Verbleiben im Hause. Noch am gleichen Tag wurde ich von meinen Mitschülern getrennt. Über eigenes Geld verfügte ich nicht und so hatte man leichtes Spiel, mich kurzerhand mit einer Zwischendeckkarte nach Europa zu verfrachten. Geld bekam ich nur soviel, daß ich damit an die deutsche Grenze, aber nicht weiter kommen konnte. Die Überfahrt nach Marseille war geprägt von seelischen Stürmen, die mich auch nach der Landung nicht ins Gleichgewicht kommen ließen. Von meinem Einzug in die

Stadt weiß ich nur noch, daß mir der Magen knurrte, daß ich aber nicht mehr daran dachte, als ich vor dem Schaufenster eines Buchladens wie gebannt stehen bleib. Obwohl ich nur noch 7 bis 8 Franken für den Verzehr auf der ganzen Reise in der Tasche hatte, konnte ich nicht widerstehen, das Buch zu kaufen, das vor allen anderen wie ein Magnet auf mich wirkte: Madame de Staëls *De l'Allemagne* (Edition Garnier). Der Kauf hatte mich drei Mahlzeiten gekostet, aber der geistige Hunger hatte über den physischen gesiegt. Das Buch befindet sich noch heute in meiner Bibliothek mit dem handschriftlichen Eintrag »Marseille, 28. Juni 1885«.

Für die restliche Bahnfahrt ab der deutschen Grenze verpfändete er seine silberne Taschenuhr. Zu Hause empfing man ihn mit Gleichmut. Die Schuldenlast der Brüder Muth war so groß, dass von einer Bitte um Finanzierung des theologischen Studiums keine Rede mehr war. So hielt Carl Muth schließlich wieder Einkehr im väterlichen Haus, wo der Vater ein zweites Mal geheiratet hatte und eine Reihe von Halbgeschwistern heranwuchs. Der äußere Lebensstil war immer noch gutbürgerlich. Carl hatte sein eigenes Zimmer, wo der 18-Jährige bei der völligen Weglosigkeit in die Zukunft sich einer unregelmäßigen Lesewut überließ.

Diese Zeit und was danach kam, war die trostloseste Zeit meines Lebens. Niemand sprach davon, was mit mir geschehen sollte, man ließ alles treiben und ich war so gebrochen, daß ich mich zu keinem Wagnis aufraffen konnte.

Carl Muth hatte zu dieser Zeit noch kein deutsches Abitur. Nach geraumer Zeit kam die Familie schließlich überein, dass er in Gießen sein Abitur nachholen sollte und bei einem Vetter wohnen konnte, der dort eine Art Studentenwohngemeinschaft unterhielt. Er bestand die Aufnahme in die Unterprima und hörte, angeregt durch Freunde, nebenbei auch Vorlesungen in Naturwissenschaften an der Universität. Aber sein Bleiben währte nicht lange.

Im Studentenheim geriet ich in einen Morast, anders kann ich diese Umgebung nicht nennen, in der zu leben ich gezwungen war. Schweren Herzens verließ ich Gießen und kehrte nach Hause zurück. Dort frönte ich meinem großen Lern- und Lesebedürfnis, jedoch leider mit völlig unzureichenden Mitteln. Lübkes Kunstgeschichte, Schaslars Ästhetik der bildenden Künste. Holzwarths Weltgeschichte in 7 Bänden, der erste unzureichende und trotzdem verdienstvolle Versuch von katholischer Seite, blieb von mir leider unbeachtet. Adolf Mengels Geschichte des deutschen Volkes, Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts. In die zeitgenössische Dichtung wuchs ich nur langsam hinein, denn ich hatte aus der Vergangenheit viel nachzuholen, war es dem 16-Jährigen in Steyl nicht einmal erlaubt, Schillers »Wilhelm Tell« zu lesen, geschweige denn anderes. In diese nunmehr offene Welt stürzte ich mich hinein, unerhört empfänglich

und empfindsam, manchmal bis zu Tränen gerührt. Was mir nur fehlte, war ein treuer und fester Begleiter, der mich davor bewahrt hätte, daß nur Glück und Zufall mir die Bücher zuspiele, an denen sich mein Geschmack und Urteil bilden sollte.

In der Folgezeit kam in Worms der Wunsch nach einem Festspielhaus auf, und in Anlehnung an Bayreuth die alte Nibelungenstadt zu einem kleinen Bayreuth für dramatischen Volksgeist zu machen. Froh, dass sich etwas bewegte, und voller Tatendrang entwarfen Carl Muth und einer seiner Vettern als Kunstmaler eine Festschrift, in der Muths Beiträge in Prosa und Vers den größten Teil des illustrierten Heftes ausmachen, neben Fritz Lienhard und anderen Autoren. Sie erschien 1889. Wie beabsichtigt konnte er von dem erhofften kleinen finanziellen Überschuss endlich aus seiner Vaterstadt herauskommen, um sein Glück in Berlin zu versuchen. Zuvor hatte er Fritz Lienhard durch dessen Artikel *Die Revolution der Literatur* kennengelernt. Er stammte aus einer schlichten Lehrerfamilie im Elsass und glaubte sich bei Carl Muth wie in eine neue Zeit versetzt. Eine lebenslange Freundschaft folgte.

Wahrscheinlich in Mainz, genau ließ sich dies nicht mehr feststellen, wurde er gemustert und sollte seinen freiwilligen Dienst als Einjähriger ableisten. Sein Versuch, dem aufgrund ärztlicher Atteste zu entgehen, scheiterte an einem vernünftigen und wohlwollenden Stabsarzt. So wurde Muth im Laufe des Dienstes statt kränker immer gesünder, obwohl ihn die Ausbildungszeit außerordentlich mitnahm. Nach sechs Monaten war er Gefreiter, nach neun Monaten Unteroffizier. Man war so zufrieden mit ihm, dass man ihm vorschlug, die militärische Laufbahn einzuschlagen. Trotz des offensichtlichen Wohlwollens seiner Oberen schlug er dieses Angebot ohne Zögern aus.

Nie wäre mir eingefallen, einen Beruf zu ergreifen, bei dem die staatliche Abstempe- lung Bedingung gewesen wäre. Nur ein freier Beruf entsprach meinen Neigungen. Nach Beendigung meiner Militärzeit belegte ich in Berlin an der Universität nur Fächer, die mich befähigten, später als Publizist ein Leben aufbauen zu können. War doch mein Gedanke schon damals, meine weitere Ausbildung nicht nur in der Heimat zu suchen, sondern meinen Erfahrungskreis in andere Länder zu erweitern. Somit kamen für mich nur Fächer in Frage wie Volkswirtschaft, Staats- und Verfassungsrecht, Philosophie, Geschichte und Literatur.

Trotz geringer finanzieller Mittel folgte nun ein ein- bis zweijähriger Studienaufenthalt in Berlin. Er war eingeschrieben als Student. Er hörte an der Universität Vorlesungen von Adolf Wagner und Gustav Schmoller. Bei Letzterem fesselte ihn das Thema historische Ökonomie. Vorlesungen über Allgemeines und deutsches Staatsrecht hörte er bei Professor Bornhak. Inhalt

und Vortrag waren so langweilig, dass die meisten Studenten wegblieben, bis noch einer übrig blieb: Carl Muth. Student und Professor kamen überein, die Vorlesungen abzubrechen. Dafür erhielt Carl Muth eine Einladung des Professors zum Abendessen, was dem immer hungrigen Studenten eine besondere Wohltat war. Ebenso tapfer hörte er bei Georg Simmel über Probleme der Sozialethik. Bei Heinrich von Treitschke hörte er über die Geschichte Frankreichs. Sein Vortrag begeisterte ihn, trotz des Sprachfehlers des Professors, auch wenn er dessen antiklerikale Einstellung nicht teilte.

Nach einiger Zeit kam auch Fritz Lienhard nach Berlin. Sie sahen sich fast täglich, und aus ihren Gesprächen sind manche Schriften Lienhards, wie *Die Vorherrschaft Berlins*, entstanden. »Um beide hat sich schließlich ein Kreis junger Anwärter auf literarischen Ruhm gebildet, mit Ernst Wachler, dem geschäftigsten, dem stilleren Harcher und dem noch stilleren Hugo Euler.« Wenn auch aus finanziellen Gründen nur von der Galerie aus, besuchten sie alle wichtigen Theatervorstellungen. Sie lasen das damals aufsehenerregende Buch *Rembrandt als Erzieher*, beschäftigten sich mit dem damals noch wenig bekannten Friedrich Nietzsche und nahmen regen Anteil am kulturellen Leben Berlins.

Noch während seiner Militärzeit hatte Carl Muth anlässlich eines Kaisermanövers über einen Kameraden dessen Familie in Fulda und besonders dessen einzige Schwester Anna kennengelernt. Muth wurde als Freund des Hauses gerne gesehen.

1892 verließ Carl Muth Berlin. Wieder zu Hause, erwartete ihn ein sehr willkommener Auftrag, nämlich die Übersetzung eines Buches des Abbé Félix Klein, *Kardinal Lavignerie und sein afrikanisches Werk*, vom Französischen ins Deutsche. Er versah das Buch mit seinen persönlichen Erinnerungen als Vorwort und ergänzte es um einen Nachtrag zur damaligen politischen Lage in Uganda. Das Buch erschien 1893, als er die Reise nach Paris antrat. Der geplante längere Aufenthalt in Paris war nur möglich mithilfe des Honorars für seine Übersetzungsarbeit und die finanzielle Hilfe seiner einzigen Schwester Luise, die als Erzieherin in Compiègne gut verdiente.

In Paris wohnte Carl Muth im *Quartier Latin*, in der Rue Monge, nicht weit der Sorbonne und des *Collège de France*, wo er die wertvollsten Vorlesungen hören konnte. Die Zwischenzeiten gehörten den Bibliotheken in nächster Nähe und an eintrittsfreien Tagen den Museen und Galerien. Aus finanziellen Gründen begann er, als Gelegenheitskorrespondent für deutsche Zeitungen, insbesondere für das Mainzer Journal, zu schreiben. Die Honorare waren gering. Pater Aschenberg, der in Paris ein Gesellenheim leitete, lud Muth zu kostenlosen Mahlzeiten ein. Als Gegenleistung begann Muth, für die deutschen Gesellen Vorträge und Konferenzen über soziale Fragen zu halten.



Carl Muth fand unter den Franzosen seines Alters viele Freunde und erhielt auch Zutritt zu deren Familien. Paris ist ihm durch seine Kirchen Heimat geworden, ganz im Gegensatz zu Berlin. Besonders liebte er die Kirche Notre-Dame-des-Victoires, die als Zufluchtsstätte in allen Bedrängnissen Tag und Nacht geöffnet war.

Gewollt oder ungewollt verbrachte er viel Zeit mit Frank Wedekind, den er in Paris kennengelernt hatte, lange bevor dieser durch seine Schriften bekannt geworden war. Spätere Kontakte gab es nicht.

Durch Vermittlung eines guten Bekannten, Abbé Kannengieser, Autor vieler Bücher über Deutschland und das Elsass, wurde Carl Muth die Stelle eines Redakteurs in Straßburg an der aufzubauenden Tageszeitung *Der Elsässer* angetragen, da er sich einen Namen als Kenner beider Kulturen, der deutschen und der französischen, gemacht hatte. Muth nahm an, bedung sich aber vor Antritt der Stelle einen mehrmonatigen, schon zuvor ins Auge gefassten Aufenthalt in Rom aus sowie ein dreimonatiges Volontariat bei einem deutschen Verlag. So hieß es vorzeitig Abschied nehmen von einem ausgefüllten Jahr in Paris.

Durch Einführungs- und Empfehlungsschreiben seiner Pariser Freunde bestens ausgerüstet, begann er seine Zeit in Rom. Sein erster Besuch galt dem *Moniteur de Rome* und dessen Redakteur, dem einflussreichen Monsignore Boeglin. Die Deutschen waren in dieser Zeit in Rom schlecht vertreten. Es war eine damalige Erfahrung, dass sich die deutschen Katholiken sehr wenig um ihren geistigen Nachwuchs kümmerten. Auch hatte er keine einzige deutsche Empfehlung. Als er dem Inhaber des Mainzer Journals, für den er schon von Paris aus gelegentlich Feuilletons geschrieben hatte, um einen Vorschuss bat, um die Erfüllung der gleichen Aufgabe aus Rom zu erleichtern, erhielt er 100 Mark, wobei es im Belieben des Gebers gestellt blieb, die Honorare zur Abtragung dieser Summe so niedrig zu bemessen, wie es seinen Interessen entsprach.

Unter vielen Bekanntschaften lernte er auch Dr. Caspar Decurtins kennen, einen der Vorkämpfer einer sozialen Bewegung, die schließlich in der Enzyklika *Rerum novarum* ihre Bestätigung gefunden hat. In den Tagen der Modernismuskämpfe schlug diese Freundschaft in eine erbitterte Gegnerschaft um. Auch der Beginn der Freundschaft mit Georges Goyau fällt in diese Zeit und dauerte ein Leben lang.

Die Begegnung mit Papst Leo XIII. im Rahmen einer Pilgeraudienz war der Höhepunkt seines römischen Aufenthalts:

Als er bei mir angekommen war und mir den Fischerring zum Kusse bot, war mir, als verweile er länger als sonst. Ich schaute zu ihm auf, und die Blicke trafen sich. Sein Gesicht war eigentlich nur Auge; alles andere wirkte unkörperlich, unstofflich; die Hand, auf die ich den Kopf senkte, war das die Hand eines Toten? Aber so gebeugt auch die hohe Gestalt dahinschwebte, es war doch der Schritt eines sehr lebendigen Mannes.

Dem Aufenthalt in Rom folgte das beabsichtigte Volontariat in Berlin bei der Zeitung *Germania*. Nach drei Monaten hatte er sich in den journalistischen Betrieb eingearbeitet und war gewappnet für seine Arbeit in Straßburg. An seinen Vater schrieb er in dieser Zeit: »Militarismus und Journalismus sind mir ein Greuel.«

In der Redaktion des *Elsässer* musste er zunächst für den erkrankten Chefredakteur Dr. Paul Müller Simonis die politische Redaktion mit den Leitartikeln übernehmen. Vom ersten Tag an widmete er sich jedoch auch seiner eigentlichen Aufgabe, der Redaktion für Theater- und Musikkritiken, bis er sich dieser seiner Aufgabe mit ganzer Kraft widmen konnte. Daneben war er an der Universität Straßburg eingeschrieben. Er hörte dort Staatswissenschaften bei Laband sowie u. a. Philosophie und Pädagogik bei Theobald Ziegler.

Am 15. Mai 1894 heiratete er Anna Thaler aus Fulda. Sie wohnten in Straßburg/Neudorf. Es war eine überaus glückliche Ehe. Ihr entsprossen vier Söhne und eine Tochter, meine Mutter. 1895 trat seine einzige verbliebene Schwester Luise, mit der er sehr verbunden war, in die Kongregation der Schwestern vom allerheiligsten Erlöser ein: zunächst in das Mutterhaus in Oberbronn bei Straßburg, als Soeur Archangela; später als Oberin im Kloster Niederbronn.

Auf der Suche nach einem neuen Chefredakteur für die Familienzeitschrift *Alte und Neue Welt* war der Chef des Schweizer Verlages Benziger, Herr Benziger-Schnüringer, in Deutschland unterwegs. In Düsseldorf wurde ihm Carl Muth genannt, der durch seine redaktionelle Arbeit in Straßburg besondere Beachtung gefunden hatte. Zwar reizte es diesen wenig, eine Familien- und Unterhaltungszeitschrift zu redigieren. Was ihn aber reizte, war der Standort Schweiz, zwischen Deutschland und Italien, mit drei entsprechenden Kulturen. So nahm er das Angebot an und begann seine Arbeit in Einsiedeln im Jahr 1895.

Meine Wohnung, die Herr Benziger-Schnüringer mir vermietete, lag am Platz gegenüber der Wallfahrtskirche. Mein Redaktionsraum dagegen spottete aller Beschreibung. Er lag in einem weitgehend verwahrlosten Haus, oberhalb der Ätzerie und eines Maschinenraums. Der Raum war mit gezimmerten Büchergestellen und rot angestrichenen Brandkisten für die Manuskripte ausgestattet. Die Beleuchtung bestand aus einer Gasflamme mit Schnittbrenner, sodaß das neben der Flamme ausströmende Gas zusammen mit den scharfen Dünsten aus der Ätzerie und anderen Gerüchen des Hauses die Atmosphäre verpestete. Die Sitzfläche des Redaktionsstuhls war, da das Rohrgeflecht durchgebrochen war, mit einem Brett übernagelt. Die Bürostunden waren streng geregelt und wurden überwacht. Ich wehrte mich nach Kräften gegen solche Zumutungen. Nach einer Woche wurde mir erklärt, die in den roten Brandkisten seit

Jahrzehnten aufgestapelten und zum Teil völlig veralteten Manuskripte repräsentierten einen Wert von 30000 bis 40000 Fränkli. Dieser Wert müsse realisiert werden und es sei meine Aufgabe, mich mit dem Inhalt dieser nach hundert zählenden Manuskripte vertraut zu machen. Aus Stichproben habe ich mich überzeugt, daß dies alles wertlos war. Meine Erklärung: in meinem Vertrag steht nicht, daß ich die Monatsschrift ruinieren solle. So begann die Suche nach geeigneten Manuskripten, mit denen ich die Monatsschrift attraktiv machen könnte. Ein polnischer Erzähler schickte ein unerwartetes Manuskript, eine Erzählung auf »ungorisch Deitsch«. Der Inhalt aber, nach anfänglicher Belustigung, fesselte mich so, daß ich ihm anbot, die Erzählung ins Deutsche zu übersetzen und zu veröffentlichen. Und so geschah es. Ansonsten kam über ein Berliner Vertriebsbüro wenig zur Veröffentlichung Brauchbares. Da erreichte mich eines Tages ein Manuskript von nahezu 2000 Blättern. Es war vom gleichen Autor wie die kleine Erzählung, die ich übersetzt hatte. Aber dieses Mal war es ein großer Roman: *Die Familie Polanski*.

Der Autor war Henryk Sienkiewicz, der später bekannt wurde durch seinen Roman *Quo vadis*, der auch verfilmt wurde. Carl Muth hat ihn für das deutsche Sprachgebiet entdeckt.

Ich sagte mir, nun habe ich den Roman, mit dem ich die Zeitschrift zu etwas machen kann. Aber es war ein Wagnis, kam doch darin, wie schließlich auch in sehr christlichen Gesellschaftskreisen, ein Ehebruch vor. Ehebruch und Familienzeitschrift, undenkbar! Aber die stickige Atmosphäre mußte durch ein schlagendes Gewitter gereinigt werden. Ich führte mir alle möglichen Folgen eines solchen revolutionären Einbruchs in die familienkoschere Kinderstube vor Augen. Ich diskutierte mit Freunden und Bekannten der Abtei Einsiedeln. Diese verschwiegen auch nicht gewisse Bedenken. Herausfordernd sagte ich: »Ich werde den Roman bringen, entstehe was da will. Die Grundhaltung ist katholisch und der Ausgang rechtfertigt die sittliche Idee des Ganzen.« Pater Albert Kuhn wiegte den Kopf und sagte: »Tun Sie, was Sie nicht lassen können, Sie werden sich schon heraushauen.« Das genügte mir, und der Roman erschien. Kaum war die zweite Nummer in die Hände der Abonnenten gelangt, kamen zerrissene Hefte, besonders von Pfarrhäusern zurück. Andere bestellten die Zeitschrift ab. Herr Benziger kam händeringend und schob mir die Verantwortung für den Ruin der Zeitschrift zu. Ich bat um Geduld. Auch beim nächsten Heft gab es noch Abbestellungen. Aber gleichzeitig gingen mehr als doppelt so viele Neubestellungen ein. Der Roman war noch lange nicht zu Ende, als die Zeitschrift anstatt wie bisher 18000 nun 30000 Bezieher hatte. Nun fing das Geschäft an zu blühen und ich war gerechtfertigt. Aber abgesehen von diesen seltenen Lichtpunkten war purer Alltag auf der Suche nach passenden Manuskripten. Nach etwa drei Jahren wurden meine Bitterkeit und mein Mißbehagen bei der Lektüre der erzählenden Beiträge, die ich trotz allen Suchens auf kein höheres Niveau zu heben vermochte, so groß, daß ich schließlich zu der Einsicht

kam, ich verschwende meine beste Kraft und Zeit an eine unwürdige Aufgabe. Immer wieder hatte ich meinem Unmut dort Luft gemacht, wo ich in diesem einsamen Hochtal mich allein aussprechen konnte, bei den aufgeschlossensten Mönchen des Benediktinerklosters. Da verlor schließlich auch derjenige, dem ich meinen Jammer am drastischsten ausgebreitet hatte, Professor Dr. Albert Kuhn OSB, die Geduld und er sagte: »Ich kann Ihnen doch nicht helfen! Schreien Sie es doch hinaus!« Ich schaute ihn unsicher an: »Ja meinen Sie? Nun gut, ich werde es versuchen.«

Und schon am nächsten Tag nach dieser schwerwiegenden Entscheidung schrieb er die erste Veremundus-Schrift, fast ununterbrochen durch 14 Tage hindurch. Um sich des Rates, wenn nicht der Zustimmung eines namhaften Moraltheologen zu versichern, informierte er den Professor der Moraltheologie, Dr. Paul Keppler, den späteren Bischof von Rottenburg, über den Inhalt seiner Streitschrift. Schon nach wenigen Tagen erhielt er eine Postkarte, auf der stand nur: »Sie irren, sehr geehrter Herr, wenn Sie glauben, ich stünde auf Ihrer Seite.« Einige Jahre später, als Carl Muth in München den Kirchenhistoriker Geheimrat Professor Dr. Alois Knöpfler besuchte, um zu erfahren, ob er zu einer Mitarbeit im *Hochland* bereit sei, erwähnte er im Rahmen des Gesprächs diese Reaktion von Dr. Keppler. Da begann sein Gesprächspartner laut zu lachen und sagte: »Das ist echt Paulchen!« Während eines gemeinsamen Kuraufenthalts, so fügte er erklärend hinzu, habe ›Paulchen‹ einen Brief aus Einsiedeln erhalten und sich begeistert gezeigt über den Mut dieses jungen Mannes. Da nähme endlich einer kein Blatt vor den Mund. Und sie hätten noch lange von der außerordentlichen Urteilsfähigkeit des Schreibers gesprochen.

Nach der ersten Streitschrift brach ein Sturm los, wer der verbrecherische Verfasser sei. Viele wurden verdächtigt. Carl Muth konnte es nicht länger ertragen, dass andere ungerechterweise der Autorschaft verdächtigt wurden. Und so folgte seine zweite Streitschrift ein Jahr später, unterzeichnet Carl Muth (Veremundus). Das Pseudonym war der Preis gewesen für den Verzicht des Benziger Verlags auf das vereinbarte Erstveröffentlichungsrecht und die Vermeidung weiterer Schwierigkeiten. Die Wahl des Pseudonyms war aber auch getroffen worden, um die Sachlichkeit der zu erwartenden Diskussion zu gewährleisten und sie nicht ins Persönliche abgleiten zu lassen, was leider nicht ganz gelungen ist.

Um seine Finanzen aufzubessern, übersetzte Carl Muth im Jahr 1889 das Werk seines Freundes Georges Goyau *Le vatican, le pape et la civilisation* aus dem Französischen ins Deutsche und versah es mit einem eigenen Vorwort. Auch weitere Übersetzungsarbeiten übernahm er. In diese Zeit fiel auch die Bekanntschaft mit dem Roman von Handel-Mazzetti sowie sein Besuch in Polen bei Sienkiewicz.

Nachdem sich kein Verlag für Handel-Mazzettis Roman finden ließ, reifte in Carl Muth der Gedanke einer eigenen Zeitschrift großen Stils, »in der solche Talente eine Art Unterkunft finden könnten.« Im Jahr 1902 erfolgten erste Kontakte zwischen Carl Muth und dem Kösel-Verlag Kempten und zu dessen Verleger Dr. Paul Huber. Diese führten 1903 zur Gründung der Zeitschrift *Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst* mit Carl Muth als Gründer und Herausgeber, zusammen mit seinem Freund, Verleger und Mitherausgeber, Dr. Paul Huber, Kösel-Verlag Kempten. Ein Jahr zuvor war Carl Muth mit Familie nach München gezogen in die Franz-Joseph-Straße. Mit inzwischen fünf Kindern bezog die Familie 1906 das neu erbaute Haus in Solln, Dittlerstraße 10, als Nachbar seines Freundes, des Malers Gebhard Fugel. Die Redaktion des Kösel-Verlags hatte sich inzwischen in München etabliert.

Am 1. Oktober 1903 erschien das erste Heft von *Hochland*. Autoren wie Herman Schell, Graf von Hertling, Pastor und Finke waren mit Beiträgen darin vertreten. »Es galt zunächst darzutun, daß Männer mit großen Namen keine Bedenken hatten, die Monatsschrift mit ihren Beiträgen zu ehren.« Bereits mit dem dritten Heft war die Höchstzahl an Beziehern, die Prälat Hülskamp für möglich gehalten hatte, nämlich 1200, überschritten, und am Schluss des ersten Jahrgangs hatte die Auflage bereits 3000 Bezieher erreicht.

1903 starb Muths Vater Louis, mit dem er sehr verbunden gewesen war, in Worms. Er war seit seiner zweiten Heirat aus dem muthschen Geschäft ausgeschieden und bis zuletzt Leiter der neugegründeten Städtischen Gewerbeschule gewesen.

Für Carl Muth begann nun die Zeit, sich nach geeigneten Mitarbeitern seiner Zeitschrift umzuschauen, nach ideenreichen Köpfen und guten Schriftstellern. Sein Ziel war es, junge Talente zu finden und sie zu fördern. Mit vielen verband ihn eine lebenslange Freundschaft, mit Fritz Lienhard, Friedrich Dessauer, Bernhart Wiemann, Joseph Bernhart, Theodor Haecker, um nur einige zu nennen.

Auf seinen Erkundungsreisen in Deutschland, Österreich, Italien und der Schweiz erlebte er viele Enttäuschungen und Anfeindungen, aber auch Erfolge und wertvolle Begegnungen. »Ich habe nie einen Einwand gegen meine Arbeit auf sich beruhen lassen, sondern immer getrachtet, daraus für mein künftiges Verhalten zu lernen.« Und er hat immer nach Möglichkeit das persönliche Gespräch gesucht, wenn auch nicht immer mit Erfolg. So z. B. in Sachen Herman Schell bei Erzbischof Nörber, Freiburg im Breisgau, der seine Dekanate vor *Hochland* gewarnt und seine Pfarrer angewiesen hatte, das Gleiche bei den Gläubigen zu tun. Der Erzbischof blieb bei seiner negativen Einschätzung. Vom Bischof von Chur musste er sich bei anderer Gelegenheit die Frage gefallen lassen, »ob er überhaupt an die Gottheit Jesu Christi glau-

be«. Eine weitere Episode: Anlässlich eines Besuchs von Carl Muth in der jesuitischen Lehranstalt Canisianum in Innsbruck traf er auf den Rektor des Hauses, der ihn auf seinen Wunsch durch das Haus, Hörsäle und Bibliothek führte. Er zeigte sich gegenüber dem Besucher höflich, aber sehr kühl. Nach der Besichtigung erbat sich Carl Muth noch einen Besuch in der Kapelle. Der Pater Rektor schien überrascht, und als sie die Kapelle verließen – Carl Muth hatte sich dort verhalten, wie es bei gläubigen Katholiken üblich ist –, war der Rektor wie ausgewechselt und hatte Vertrauen gefasst in Carl Muth. Sie schieden in großer Herzlichkeit.

1905 verschaffte sich Carl Muth auf einer Italienreise erste Eindrücke von dem Autor Fogazzaro. Hauptziel aber war eine Privataudienz bei Papst Pius X.

Er empfing mich in seinem privaten Arbeitszimmer. Ich überreichte ihm die ersten erschienenen Bände von *Hochland* und wir sprachen über das Programm und seine Erfolge. Dann schrieb er eigenhändig, was sonst Aufgabe der Kanzlei ist, vier Zeilen der Widmung und des apostolischen Segens unter sein Bildnis. Dazu übergab er mir noch drei päpstliche Münzen mit seinem Abbild in Bronze, Silber und Gold, die noch heute in meinem Besitz sind. Nach seinem Segen verließ ich in starker Bewegung den großen, stillen Raum.

Zum Schlagwort Reformkatholizismus, geboren aus der Anfang des 20. Jahrhunderts herrschenden religiösen Dumpfheit, einem Fehlen von Vorbildern und konfessionellen Zwigigkeiten, schrieb Carl Muth in seinem Buch *Schöpfer und Magier*: »Man hungerte lieber in Paris, als daß man in der Heimat einen geistigen Tod starb. Ja, wir litten bis zum Ausbruch des 1. Weltkriegs alle unter diesem geistlosen, verbürgerlichten Dasein.« Für Carl Muth war der Begriff Reformkatholizismus zu weit gefasst im Vergleich zu dem, was innerhalb etwa des Kultes gewisser religiöser Praktiken, kirchlicher Unzulänglichkeiten und klerikaler Anmaßungen reformbedürftig sein konnte.

Die römischen Reformvorschriften, die unter den Auspizien des Papstes Pius X. 1907 erschienen sind, ziehen genau die Grenze, innerhalb deren gewisse Zustände verbessert werden können. Was darüber hinaus geht, unter dem Schlagwort Reformkatholizismus, davon habe ich mich immer ferngehalten. Und wenn man dem »Hochland« reformkatholische Tendenzen nachgesagt hat, dann nur, um Bundesgenossen zu haben.

Carl Muth verweist auf einen Aufsatz von Graf Hertling im *Hochland*, der auf einer zu hohen Warte stehe, als dass man ihn mit Kämpfen kleiner Zeitschriften in unmittelbare Verbindung bringen dürfe. Dass sich *Hochland* dem,